

Sepp Kaisers Auswanderung

Autor(en): **Dürr-Kaiser, Emma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald**

Band (Jahr): **1 (1988)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-892938>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vormann oder noch mehr werden, hättest Du ein schöneres Leben als mit eigenem Geschäfte; denn ein Arbeiter hat 3–4 Dollars per Tag, ein Vormann 25–35 und mehr wöchentlich. Es könnte aber sein, dass Du vielleicht anfangs etwas ganz anderes tun müsstest, bis Du Dich zurecht gefunden. In New York arbeitete ein Mann neben mir, der von Deutschland her Wasser- und Gasinstallateur war, hier schaffte er in der Küche, wurde nach und nach Koch und nun arbeitet er wieder als Installateur. Hier ergreift man, was einem an die Hand geht und will Geld verdienen. Da die Stickerei, die ich gelernt, momentan nicht viel ist, bin ich in einem grossen Geschäfte Portier und werde aber von jedermann geachtet wie ein Millionär; wenn man arbeitet, sei es was es wolle, so ist man angesehen – Arbeit ehrt, die dummen Anschauungen von draussen kennt man hier nicht, und das ist eben schön. Ich verdiene wöchentlich 6 Dollars (31 fr), feines Essen und Trinken und

Cigarren nebst Zimmer; das ist ja mehr als der beste Landschullehrer hat.

Ich will Dir also weder zu, noch abraten, immerhin glaube ich, dass Du hier gut fortkommen könntest, hast Du ja doch auch schon fremdes Brod gegessen; aber von Meisteriren musst Du vorläufig nicht träumen, schon des Umstandes wegen, dass man hier fast keine Rechte, resp. Rechtsschutz hat, wenn man nicht Bürger ist, was man nach 5 Jahren Aufenthalte sofort werden kann. Gerade dieser Umstand hat mich bewogen, meine mit Neujahr übernommene Wirtschaft wieder aufzugeben, weil ich als Nichtbürger kein Patent auf meinen Namen erhalte.

Auf Deine Fragen antwortend, teile Dir mit, dass man altes Werkzeug, Feilen etc. wegschmeisst und neues kauft; alte Kleider werden nicht geflickt und fortgeworfen. Das ist ja gut für den Produzenten, wenn er Neues liefern kann. Dass es in unserer Gegend Mech. Werkstätten und Fabriken die Fülle hat, kannst Dir den-

ken, leben doch im Umkreis von New York, Jersey City, Hoboken, Union Hill, West Hoboken gegen 5 Millionen Menschen und dass Amerika industriell ist, weisst Du auch. Mein Ruedi [Sohn von Vetter Jakob], der seit September 1903 in einem Elektrizitätsgeschäfte arbeitet, hat schon Wochen gehabt mit 6½ Dollar Lohn, wenn er Stückerarbeit machte. Hier bezahlt man kein Lehrgeld und hat von der ersten Stunde an Lohn, wogegen man sich selbst verkostigen muss. Das Leben ist allerdings auch teurer und bezahlt man wöchentlich 4–5 Dollar Kostgeld, dann hat man aber reichliche Mahlzeiten mit 2–3 Fleisch und Gemüse. Du siehst, das Leben ist ein ganz anderes. Probiere es, wenn es Dir nicht gefällt, kannst nach einigen Jahren wieder zurück; denn soviel verdient man immer, dass man sein Reise-geld schnell beisammen hat, eher als dort...» (Schluss fehlt).

Sepp Kaisers Auswanderung

Emma Dürr-Kaiser, Gams

Die Armut der dreissiger Jahre

Üsere Seppli goht uf Amerika», so verkündete im Vorfrühling 1926 Jakobli, der Jüngste der Familie Kaiser («s Benis») aus Gams, die alle Gemüter der Nachbarschaft erregende Neuigkeit im Gasenzen. Auch sein Vater gab dies beim Sonntagsjass im «Engel» bekannt. Man staunte über den Mut seines achtzehnjährigen Sohnes, der sich da aus der engen Welt der vertrauten Heimat in die unbekannte Ferne wagen wollte. «Recht hat er», sagten die einen, «hier ist ohnehin nichts los, es reicht nicht zum Leben und ist zuviel zum Sterben.» Andere aber bedachten, dass man auch in der Neuen Welt nichts geschenkt bekomme, das wisse man von früher Ausgewanderten. Manch einer käme gerne zurück, wenn er das Geld für die Reise aufbringen könnte. Solche Reden machten dem geplagten Vater am Sonntag das Herz schwer. Am Montag aber und die ganze Woche durch, wenn seine drei älteren Söhne abends durchnässt und bis unter die Arme voller



Zmittag auf der Alp. Zweiter von rechts der Handbub Seppli Kaiser.

Dreck von ihrem Tagewerk im Saxerriet aus den Gräben stiegen und hungrig heimkamen, erhoffte er sich für den einen, der ausziehen wollte, ein besseres Los. Bei den beschwerlichen Grabarbeiten verdienten sie kaum das laue Wasser. Der Verdienst auf den Gemeindealpen während des Sommers als «Plutteri» (Handbub) oder Zusenn war um einiges besser, zudem streckten die Buben während der Alpzeit ihre Füsse unter einen anderen Tisch. Das war schon eine rechte Erleichterung für den ärmlichen Haus-

halt. Seit die Stickereikrise andauerte, hatte der Vater Mühe, seine grosse Familie mit der bescheidenen Landwirtschaft und Lohnfuhrwerkerei durchzubringen. Dem Seppli mit den hellen Augen war die Not seiner Eltern nicht entgangen. Er hatte schon als kleiner Knirps erfahren, dass die Mutter, wenn sie ihre Kinder versorgt hatte, sich bis spät in die Nacht auf den Stickerstuhl setzte und den Pantographen in ihre geschickten Hände nahm. Unermüdlich drehte sich die Wagenkurbel. Im Bett hörte er die Rädlein rollen bis zum Anschlag, immer wieder hin und her, bis er einschlief. Am andern Morgen war sie doch wieder die erste.

Im Türkenacker, auf dem Kartoffelfeld, beim Heuen, beim Obsten, das ganze Jahr hindurch, fand er sie drinnen und draussen unermüdlich und unverdrossen am Werk. Und trotzdem – nie hatte sie Geld, obwohl stets nur das Allernotwendigste gekauft wurde. Man ass Türkenbrot, das sie aus eigenem Mais selber buk. Nur an Feiertagen gab es «Schmalz» oder «Latwäri» dazu, von beidem nie. Aus

dem Laden brauchte man nur Petrol für die Lampen im Stickleokal, Seife oder Hosknöpfe. Manchmal musste man aufschreiben lassen. Ungern wurde Kredit gewährt, und niemand wollte ohne Geld in den «Konsum». Eier wurden an Zahlung genommen, und die braven Hühner waren manchmal die letzte Rettung. Man durchsuchte ihre Nester vor dem Gang in den Laden, und ihr Gelege bestimmte den Umfang der Einkäufe.

Amerika – die neue Hoffnung

So wollte Sepp gleich nach der Schule in die Fremde, um verdienen zu helfen. Er kam nach Balgach und arbeitete in einer Landwirtschaft mit Rebbau. Mit Freude legte er den Lohn für die Seinen beiseite. An diesem Arbeitsplatz lernte er einen jungen Mann aus Arbon kennen, der ihm bei den täglichen Verrichtungen im Stall oder im Rebberg vom Wunderland Amerika erzählte, von den Möglichkeiten, dort auf schnelle Art viel Geld zu machen und nach wenigen Jahren als reicher Mann zurückzukommen. Unkritisch und gutgläubig nahm Sepp alles für bare Münze.

Mit der Ruhe des unterdessen achtzehn Jahre alt Gewordenen war es vorbei. Viel Geld, das würde denen daheim guttun! Damit könnte der Vater das Haus ausbessern, vielleicht sogar das Wasser in die Küche leiten. Oder man könnte die drückenden Schulden abzahlen, die auf Vaters Grundstücken aus der Güterzusammenlegung und Entwässerung Saxerriet – Sennwald – Gams lasteten. Diese Gedanken wollten dem Sepp nicht mehr aus dem Kopf.

Als ihm dann sein Kollege auch noch das Geld für die Überfahrt vorstrecken wollte, wenn er mit ihm käme, hatte er seinen Entschluss gefasst. Hell begeistert von seinem Vorhaben kam er heim. Weil sein Reisepartner schon alles für ihn vorbereitet hatte, stand dem Plan nichts mehr im Wege. Nur die unverkennbare Wehmut der Mutter dämpfte seinen Elan. Er versuchte, ihre Bedenken zu zerstreuen und zeigte ihr seine starken Arme, die auch strenger Arbeit gewachsen sein würden. Er stellte ihr Geldsendungen aus der Neuen Welt in Aussicht. Gegen soviel Zuversicht wollte sie nicht mehr viel sagen. Sie tat, was sie noch für ihn tun konnte, nähte ihm neue Hemden, strickte Socken und kaufte ein paar Nastücher.



Der Dampfer «Zeeland» brachte den Auswanderer über den «grossen Teich».

Bald war es Zeit, das Reisegepäck bereitzustellen. Zuoberst lag ein getrocknetes «Agathabrot» gegen das Heimweh (katholischer Brauch). So war Sepp bald einmal reisefertig. Das wusste man im ganzen «Dörfli» (Gasenzen). Als er sich bei den nächsten Verwandten und bei den Nachbarn verabschiedete, steckte man ihm da und dort fürsorglich einen «Rapfen» zu. Wie er aber seinem Vater adieu sagen wollte, war dieser nirgends aufzufinden. Man suchte ihn allenthalben erfolglos. Später soll dieser gesagt haben, es hätte ihn fast «verwürgt», darum habe er sich verkrochen, um dem Buben nicht als weinender Schwächling den Abschied schwer zu machen. Vermutlich zeichnete die Mutter Sepp tapfer ein Kreuz auf die Stirne, versuchte zu lächeln und winkte ihm auf dem «Vorbrüggli», bis er mit seinem vollbepackten Wäschekorb hinter der nächsten Strassenbiegung verschwunden war. Ihr tiefer Glaube wird ihr in dieser schweren Stunde Trost gegeben haben. Sie wusste, wer damals nach Amerika verreiste, nahm Abschied für immer. Sie sollte ihn auch nicht wiedersehen.

Die Reise ins «gelobte Land»

Nach einer langen Zugfahrt schiffte Sepp sich zusammen mit dreiundzwanzig andern Schweizern am 23. April 1926 in Antwerpen ein. Zwölf Tage später brach-



te der Briefträger die gute Nachricht, dass der grosse Dampfer «Zeeland» wohlbehalten in Halifax auf Neuschottland eingetroffen sei. Auf der Vorderseite der Karte war das Bild des grossen Kahns. Damit also war der Sepp auf dem andern Kontinent angekommen. Während die daheim das kolossale Schiff bewunderten, hatte der Auswanderer auf demselben nichts zu lachen gehabt. Weil sein Kollege nur den niedrigsten Fahrpreis bezahlt hatte, musste er während der Überfahrt, tief im Rumpf, trotz Seekrankheit und schlechten Befindens, Kohle schaufeln und Wäsche waschen.

Als Sepp und sein Freund in Montreal ankamen, waren sie wieder guten Mutes. Leider bemerkten sie zu spät, dass sie sich zu früh von der Gruppe der andern Schweizer getrennt hatten. Sie waren zu zweit ausgestiegen, derweil die andern an ihren Bestimmungsort Winnipeg weiterführen. Es war aber abends zehn Uhr, und sie mussten sich ein Nachtquartier suchen. Anderntags war guter Rat teuer. Niedergeschlagen und der Sprache des Landes nicht mächtig, meldeten sie sich beim Schweizer Konsulat in der Hoffnung, hier wüsste man für sie einen Arbeitsplatz. Man wies sie weiter nach Toronto aufs Einwanderungsbüro. Müde und hungrig, wurden sie auch von dieser Stelle enttäuscht und weitergeschickt nach Arthur, wo sich noch einige Farmer für landwirtschaftliche Arbeiter interessieren sollten.

Erste Eindrücke und Erlebnisse

Wieder bestiegen sie den letzten Zug. Nach fünfstündiger Fahrt ins Ungewisse und ohne einen Rappen Geld erreichten sie Arthur. Ein Mister Clemens holte sie ab und brachte sie am andern Morgen auf seine zwei Stunden entfernte Farm. Man reichte ihnen Tee, Speck und Brot. Nach einem Rundgang im Stall wies man ihnen die Arbeit an. Sepp sollte mit zwei Pferden pflügen. Diese aber gingen, so berichtete er im ersten Brief, mehr rückwärts als vorwärts, weil sie sein deutsches Kommando nicht verstanden. Der Meister machte es ihm zweimal vor, und schon konnte er wenigstens mit den Pferden englisch reden. Sepp war beeindruckt von der Weite des Landes, das da vor ihm lag. Eine volle halbe Stunde hatte er mit seinem Gespann zu fahren, bis er ans andere Ende des Ackers kam! Eingedenk der kleinen Parzellen der Gamser Bauern schrieb er nach Hause: «Ihr macht Euch keinen Begriff, wie gross so eine Farm ist. Ganze drei Wochen waren wir mit acht Pferden und vielen Maschinen am Eggen und Säen. Dabei ist um fünf Uhr morgens Tagwache und erst gegen zehn Uhr Feierabend.»

Enttäuschungen und Schwierigkeiten

Ende Monat wollten Sepp und sein Freund wissen, wieviel Lohn sie erhalten würden. Mister Clemens erklärte gönnerhaft, im ersten Jahr wolle er ihnen hundertfünfzig Dollars geben, im zweiten dann gewiss das Doppelte. Enttäuscht und

Kanadische Holzfäller vor ihrer Küchenbaracke. Erster von links Sepp Kaiser.



kurz entschlossen packten sie zusammen, um weiterzuziehen. Da sie so fleissig gearbeitet hatten und zudem auch alle Felder bestellt waren, brachte sie Mister Clemens nach Ebmira, einer halb deutschen Stadt, wo sie sich verständigen und nach Arbeit fragen konnten. Hier riet man ihnen, weiterzufahren nach der «Hundertfünfzig-Fabriken-Stadt» Kitchener, die früher Berlin hiess. Sie wurden dort von einer Schweizer Familie gut aufgenommen, konnten wieder einmal ihre Muttersprache gebrauchen und in Ruhe Arbeit und Unterkunft suchen. Sepp fand in einer Ziegelei einen Job, wo er 35 Cents pro Stunde verdiente, sein Freund kam in einer Bierbrauerei unter. Die Verhältnisse waren nicht sehr ermutigend. Das war nicht das Amerika, von dem Sepp geträumt hatte! Deshalb trampete er etappenweise 2 000 km weiter westwärts. Er fand an der Grenze der Provinzen Saskatchewan und Alberta wieder bei einem Farmer vorübergehenden Unterschlupf. Die leidigen Sprachschwierigkeiten schränkten noch immer seine Möglichkeiten ein, so dass er sich gerne an deutschstämmige Arbeitgeber und Partner hielt. In St. Walburg, östlich von Edmonton, verdingte er sich als Holzfäller. Von hier aus schrieb er an Weihnachten 1927 nach Hause, er habe guten Verdienst und gesunde Luft. Er könne auch auf die Jagd. Er legte eine Fotografie bei von seinem Arbeitsplatz in den Wäldern von Kanada. Da sahen ihn die von daheim vor der einfachen Küchenbaracke, und ein jedes der Familienmitglieder machte sich schweigend seine Gedanken. Die Brüder, die ihm ins «gelobte Land» hatten nachfahren wollen, kamen von ihrer Reiselust ab. Die Mutter las wohl zwischen den



Foto des 20jährigen aus Kanada, im Originalrähmchen zum Aufstellen.

Zeilen und wusste, dass er es nicht leicht hatte.

An seinem zwanzigsten Geburtstag liess Sepp sich in Edmonton ablichten und schickte das schöne Bild über das grosse Wasser. Sein Mut schien ungebrochen, sein strahlender Blick war Mutters Trost an jedem neuen Tag. Auf der spitzenbelegten Wäschekommode in der Elternschlafkammer, zwischen dem heiligen Antonius und der Gottesmutter, stand das Konterfei während zweier Jahrzehnte am selben Platz. Wenn im Hausgarten gerade der Rosenstrauch blühte oder die Nelken auf der Fensterbank, dann stand auch ein Sträusschen davon vor dem Bild. Nur wer ganz saubere Hände hatte, durfte es an sich nehmen und näher betrachten. Zwei Jahre blieb Sepp nun in der gleichen Gegend, in Maidstone, arbeitete im Sommer auf einer Farm, im Winter als Kramper bei der «Canadian Pacific». Zwischendurch handelte er mit Indianer-Mokassins. Mochte die Arbeit noch so mühsam sein, Sepp wollte überleben, nicht stranden. Um so schwerer traf ihn in Edmonton eine längere Periode totaler Arbeitslosigkeit.

Glück bei der Arbeit – und in der Liebe

Einen grossen Schritt voran kam er im Provinzstädtchen Wainright. Dort eröffnete er zusammen mit einem fachkundigen

gen Freund eine Bäckerei. Und das Brot im wörtlichen Sinne sollte in seinem künftigen Leben eine grosse Rolle spielen. Noch entscheidender war die Begegnung mit der hübschen Ladentochter Irène Rey, die aus dem französischsprachigen Kanada stammte und die der blauäugige Naturbursche sehr bald an den Traualtar führte. Die junge, kluge Frau, gläubig im Sinne seiner Mutter, dachte und entschied fortan mit und gebar ihm in rascher Folge fünf Kinder.

Als die örtliche Konsumbäckerei den beiden Kleinbäckern im Lauf von vier Jahren die Existenzgrundlage entzogen hatte, zügelte Sepp weg. Bald sah man ihn wieder als Gesellen in einer Backstube der Hauptstadt Edmonton. Noch im Jahre 1933 arbeitete er dort für 12 Dollar in der Woche sehr streng. Da hörte er von Leuten, die in den kalten Flusstälern des Nordens mit Goldwaschen in kurzer Zeit reich geworden seien. Er machte sich auf den Weg und versuchte, an einem namenlosen Ort in unwirtlicher Gegend das Glück zu zwingen. Erfolglos! Er musste einsehen, dass er nur mit ausdauernder, seriöser Arbeit seine siebenköpfige Familie ernähren konnte.

So zog er in die neuerschlossenen Gebiete des Nordens hinauf, zunächst nach Peace River am gleichnamigen Fluss, der seine Wasser dem grossen Sklavensee zuführt. Dem inzwischen vertrauten Handwerk des Brotbackens blieb er treu. In diesem Kleinstädtchen erwarb er schliesslich die kanadische Staatsbürgerschaft.

Auf der Höhe der Erfolgsleiter

Nach einigen schwierigen Jahren kaufte sich Sepp im angrenzenden McLennan eine eigene Bäckerei an der Hauptstrasse dieses Ortes und später noch zwei gleiche Betriebe in den Nachbardörfern. Er liess aus dem bestbekanntesten Geschäft an der Buchser Bahnhofstrasse, dem «Café Rhyner», einen tüchtigen Fachmann nachkommen und entwickelte kaufmännische Talente. Als erfolgreicher Unternehmer versorgte er mit einigen Lastwagen die ganze Umgebung mit Gebäck. Immer wieder übermittelte er den Eltern die steigenden Produktionsziffern seiner Backwaren, als wären es Bilanzausweise, und als deutlichen Beleg des Erfolges legte er den Briefen immer grössere Geldscheine bei. Die Bürger von McLennan wählten den tüchtigen Geschäftsmann sogar in den Gemeinderat.



Endlich in gesicherter Existenz: Joseph Kaiser als Bäcker- und Konditormeister hinter seinen Kunstwerken in McLennan/Alberta.

Daheim staunte man über den erfreulichen Gang der Dinge, und die guten Nachrichten machten die Runde bei den Seinen. Der stolze Vater bezahlte seinen Zweier im «Engel» mit einer Dollarnote und brachte die Bedienung damit in Schwierigkeiten. Die Mutter atmete auf und war glücklich, aber weit davon entfernt, mit Sepps Erfolg zu prahlen. Liebevoll betrachtete sie auf der mitgeschickten Familienfoto ihre unbekannteten Enkelkinder, die nun in einer ganz anderen Welt das Leben bestehen sollten. Grund genug, für alles zu danken und weiter zu beten! Am 30. Juli 1944 ging sie wie jeden Sonntag zur Frühmesse in die Kirche auf dem Michaelsberg und sank während des Gottesdienstes tot zwischen die Bankreihen. Als Sepp die traurige Nachricht erhielt, war sie schon begraben; ein grosser Teil der Heimat endgültig verloren.

Aus Sepp war längst Joe geworden, und sein ohnehin nie gefestigtes Deutsch hatte sich zunehmend verflüchtigt. Seine Briefe in die Heimat wurden immer kürzer. Dafür waren auf teurem Papier Glückwünsche und Adresse mit goldenen Buchstaben gedruckt, wenn er alljährlich auf Weihnachten schrieb. Fast achtzigjährig, starb im Frühling 1949 auch sein Vater, der bis zum letzten Atemzug gehofft hatte, seinen Zweitjüngsten wiederzusehen.

Erster Besuch in der Heimat

Auch Sepp kam in die Reife der Jahre. Seine eigenen Kinder waren inzwischen erwachsen, zum Teil verheiratet und in guten beruflichen Stellungen. Nach dreissig Jahren in der Fremde entdeckte er an sich ein Gefühl, das er bisher nicht gekannt oder verdrängt hatte: Er besann sich auf seinen Ursprung, Heimweh packte ihn. Er wollte wenigstens seine Schwester und die vier Brüder lebend wiedersehen. Kurz entschlossen reiste er über New York, Le Havre und Paris in die alte Heimat, um seiner Frau die Wurzeln seiner Herkunft zu zeigen. Im Dörfli wurde der fast verloren geglaubte Sohn empfangen, als käme er von einem andern Stern. Der geheimnisvolle Onkel aus Amerika war da! Für die Verwandten war es eine Zeit beglückenden Wiederfindens, für den Auswanderer eine Reise in die Vergangenheit. Noch wölbten sich auf dem Michaelsberg im Schatten der Kirche die Grabeshügel seiner Eltern. Sepp erkannte, dass in den dreissig Jahren seiner Abwesenheit auch hierzulande die Uhren nicht stillgestanden waren. Er erschloss in vielen Fahrten, was ihm in der Jugend von seinem Herkunftsland verborgen geblieben war. Mit seiner Frau besuchte er in erstaunlicher Konsequenz einige der geweihten Stätten seines Glaubens: Rankweil, Einsiedeln, Sachseln, Rom und Lourdes. Beim Abschied versprach er seinen fünf Geschwistern, bald wieder zu kommen. Aber schon 1961 überraschte

ihn die Nachricht vom Tode seines ältesten Bruders Benedikt.

Bald spürte Joe, dass seine Kräfte nachliessen. Er verlegte seinen Wohnsitz nach Vancouver, an die Westküste, betrieb eine gutgehende Tankstelle und später eine Pension. Aber der Raubbau an seinem Körper in den besten Mannesjahren wirkte nach. Deshalb siedelte der Lebenskünstler auf die in einer milden Bucht liegende, riesige Vancouverinsel über und suchte sich am Meer ein schönes Plätzchen für einen beschaulichen Lebensabend.

Noch einmal nach Hause

1974, zwei Jahre, nachdem auch sein Bruder Emil gestorben war, brach Sepp zu einer zweiten Reise in die Heimat auf. Diesmal besuchte er ganz allein die vertrauten Orte seiner Jugendjahre. In der Schwendi, wo er als Bub tagelang Jungvieh betreuen und die Geissen melken musste, war alles noch wie ehemals. Er stieg weiter über Bach und Grat bis in die Heuberge, wo er seinem Vater mit Steigeisen an den Schuhen beim Wildheuen geholfen hatte. Er sah die Abendweid wieder, wo er als Handbub mit harter Arbeit Vaters Kühen die Alpung verdient hatte. Er wanderte hinaus ins Gemeinderiet und suchte seinen 'Vierenteil', wo er Mäuse gefangen und an den Entwässerungsgräben Schnecken gesucht hatte. Bei einem Besuch in seinem Geburtshaus wurden die Erinnerungen an seine Kindheit so stark und lebendig, dass er sich ein Andenken von seiner verstorbenen Mutter wünschte. Irgendeine Kleinigkeit aus ihrem persönlichen Eigentum wollte er mitnehmen in seine neue Heimat. Er bekam ein weisses Dreiecktüchlein, das sie gehäkelt und über dem «Gschtältlirock» um den Hals getragen hatte. Als er es entgegennahm, zeigte er sich zu Tränen gerührt. Der Abschied von Gams fiel ihm diesmal besonders schwer. Er war nun 67jährig, und eine Reise nach Amerika ist auch heute kein Katzensprung. Würde man sich noch einmal treffen?

Die letzten Jahre

Über fünfzig Jahre lang hatte der Kanadagamser kurz, aber regelmässig an die Seinen geschrieben. Bald nach seinem Heimatbesuch lud er die Verwandten mit einer goldbedruckten Karte zur goldenen Hochzeit ein. Einige Nichten und Neffen fuhren hinüber. Onkel Sepp war ein über-



*Lieber Bruder Familien
wieder ist ein Jahr vorbei so ist
es auch wieder Zeit zum Schreiben aber bald alle
gehen und hoff' ihr sind das selber es gefall
Zimmern gut ein bisschen er ist ein guter
Baker und er heuert jetzt bald wieder fleissig
widermacht Krühen machen wir hatten eine
gute Ente hier Kerzen. jetzt braten wir
Och Bogen in dem Gletscher, an dem Platz so
Mitten am hier haben die Bogen gefangen 1000
Fische in der Erde. da glenke ich höchster Jahr
wieder da noch viel mehr davon haben so
geht es auch viel gestofft für mich, will schlüssen
muss mich für schreiben. Mit grüssen
vons allen Joseph*

Alle Jahre wieder... Die obligate Weihnachtskarte aus dem Hause Joseph Kaiser in McLennan.



In den letzten Jahren auf Vancouver Island. Joe Kaiser im Ruhestand als passionierter Fischer.

aus lebenswürdiger Gastgeber. Er fuhr seine Schweizer Gäste aufs Meer hinaus und zeigte ihnen die prächtigen Fische, die er aus der Tiefe holte.

Im Oktober 1982 starb in Sepps Haus sein jüngster Bruder Jakob, der bei ihm auf Besuch weilte. Nur ein halbes Jahr später holte der Tod auch den nun 75jährigen Joe Kaiser, als dieser eben sein Fischerboot zum Auslaufen klarmachte. Ohne viel Aufhebens hatte sich der Vielgereiste in die letzte Reise geschickt. Eine Glocke, die er einmal aus Gams bekommen hatte, wurde zum Abschied geläutet. Dann übergab man, seinem Wunsch gemäss, die Hälfte seiner Asche den Wellen des Stillen Ozeans.

Ein Nachspiel

Während ich die letzten Seiten zu Josef Kaisers Auswanderungsgeschichte schreibe, meldet sich bei mir ein unerwarteter Besuch: Mona Kaiser aus Vancouver. Ich habe mich seit ein paar Wochen ganz intensiv mit dem Leben ihres Grossvaters beschäftigt, und wie sie jetzt mit ihren wasserblauen Augen auf mich zukommt, ist sie für mich keine Fremde. Voller Freude schliesse ich sie in meine Arme!



Joes Enkelin Mona auf den Spuren ihres Grossvaters. Vor seinem Elternhaus im Gasenzler Oberdorf 1987.

Mona ist 20 Jahre alt, studiert Literatur und Geschichte an der Universität Vancouver und will die Odyssee ihres Grossvaters, meines Onkels, für die kanadischen Verwandten ins Englische übersetzen. Ich habe ihr das Land seiner Jugend gezeigt, Lustiges und Trauriges von seiner Familie erzählt. Sie hat dabei geweint und gelacht und immer wieder ausgerufen: «Oh, my grand-daddy!»